



Achenbach\_G\_B\_2017

## Lieben – eine Kunst? Metamorphosen des Liebesverständnisses

Gerd B. Achenbach

Lieben – eine Kunst? Metamorphosen des Liebesverständnisses, in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe – ISBN 1437-0956), 21 / 2017, Tübingen (Selbstverlag), S. 55-62.

© Copyright 2017 by Dr. Gerd B. Achenbach – Philosophische Praxis, Albert-Dimmers-Straße 49, D-51469 Bergisch Gladbach; E-Mail: [post@gerd-achenbach.de](mailto:post@gerd-achenbach.de); Internet: [www.achenbach-pp.de](http://www.achenbach-pp.de).

Ein Buch hat Geburtstag. Vor jetzt 60 Jahren, das war also 1956, kam Erich Fromms *Die Kunst des Liebens* zur Welt. Kann man das sagen, ohne vom literarischen – übrigens auch philosophischen – Privileg, in Metaphern zu denken, unziemlichen Gebrauch zu machen? Ja, denke ich, denn es gibt Bücher, die nach langer Schwangerschaft unter Wehen zur Welt gebracht werden, und wer wollte einem solchen Autor verwehren, danach zu sagen, er habe diesem geistigen Kinde das Leben geschenkt?

Es kommt etwas hinzu, zumal in einem solchen Erfolgsfall, wie es Fromms Buch *Die Kunst des Liebens* ist: Das so zur Welt Gebrachte machte sich nämlich schon bald selbständig – wie unsere leiblichen Kinder nicht anders – und ging hinaus in alle Welt, fand dort Freunde und Gegner sowie Leser, die sich in dieses Kind verliebten, so dass es ihnen wert und teuer wurde und sie's in Ehren hielten. Und manchen hat ein solches Buch seinerseits auf Gedanken gebracht – man sagt dann: es habe ihn „inspiriert“ –, und das ist, als habe dieses Werk nun seinerseits gezeugt und lebe fort in andern.

Habe ich mit diesem Eingangsbild die nachfolgende Vorbemerkung ausreichend vorbereitet, eine Vorbemerkung, die mir in diesem Falle nötig scheint, um sogleich ein mögliches Missverständnis auszuräumen oder erst gar nicht aufkommen zu lassen? Ich wäre beruhigt, denn was ich mit der gewählten Eingangs-Metapher klarstellen wollte, war, was mein *grundsätzliches Verhältnis* ist zu Erich Fromms Erfolgsbuch, diesem Weltbestseller, von dem die Veranstalter dieser Jahrestagung der Erich-Fromm-Gesellschaft etwas unglücklich, wie ich meine, behaupten, es habe sich „zum meistverkauften Sachbuch aller Zeiten“ entwickelt. Ob sich das Buch in solchem Ranking in guter Gesellschaft befindet ...? Im übrigen dachte ich, Dale Carnegies *Sorge dich nicht – lebe* sei für immer der ewige Weltbestseller. (Zusammen mit *How to Win Friends and Influence People* sollen von seinen Büchern weltweit ca. 55 Mill. Exemplare verkauft worden sein – bisher.)

Vor allem aber missfällt meinem Empfinden die Kategorie, mit der man Fromms Buch klassifiziert: „Sachbuch“. Ich zöge im Blick auf dieses Buch vor, mit jenem subtilen Wort Wielands zu sagen, Bücher seien eigentlich „längere Briefe an ferne Freun-



de“. Oder, so der Freiherr von Knigge, eine „Unterredung mit der Lesewelt“, auch das ginge hin, eher jedenfalls als der gewählte Titel „Sachbuch“. Obwohl, ich weiß, welche Kategorie noch schlimmer gewesen wäre: „Ratgeber“ ...

Doch nun steht noch immer die Vorbemerkung aus, die ich als nötig angekündigt habe, um Missverständnissen vorzubeugen. Also nun: Ich liebe und schätze Fromms Buch, schlicht geredet: ich mag es, und ich habe dies erst jetzt noch einmal bemerkt, als ich es, zur Vorbereitung auf diese Tagung und meinen Vortrag, nach vielen Jahren mit Freude und Zustimmung nochmals las.

„Es gibt Bücher, die mit den Jahren schäbig werden.“<sup>1</sup> Fromms *Die Kunst des Liebens* gehört nicht dazu.

Warum war diese Vorbemerkung unumgänglich? Weil ich gleich im Anschluss meinen Respekt diesem immer klugen, oft weisen Buch gegenüber zum Ausdruck bringen möchte, indem ich zum Teil *kritische* Erwägungen an die Gedanken Fromms anschließe. Und da könnten die Missverständnisse beginnen, weshalb ich hier ausdrücklich versichere: Solche „Kritik“ hat nichts von Mäkelei, auch sollen keine „Einwände“ im üblichen Sinne in Stellung gebracht werden, sondern ich möchte zeigen, in welcher Weise die Anregungen, die Fromm vor 60 Jahren gab, noch heute zu eigenen Gedanken anregen, sie womöglich sogar aufregen. Ließe sich womöglich der heute populäre Begriff der *Nachhaltigkeit* in solcher Weise auf Bücher und ihre Geschichte übertragen? Wäre es also ein gutes Zeugnis ihrer „nachhaltigen“ Wirkung, wenn weitere Gedanken in ihrer Spur nachwachsen?

<sup>1</sup> Nicolás Gómez Dávila, *Scholien zu einem unbegriffenen Text*, Wien/Leipzig 2006, S. 54.

Doch damit der Vorbemerkungen genug. Und nun, wie dies zu Recht erwartet wird, ein kurzer Überblick, was ich mir vorgenommen habe.

Zuerst: Die kritische Würdigung zweier Hauptthesen, auf denen das Buch Fromms beruht. Danach – wie zur Erholung – einige Beobachtungen an seinem Buch, die uns die erhebliche Zeitspanne von 60 Jahren, die seither vergangen ist, bewusst machen können. Das werden Beobachtungen sein, die einige für Erich Fromm und seine damaligen Leser noch ganz und gar selbstverständliche oder leicht fassliche oder einfach unanstößige Einschätzungen betreffen, die dem normalen heutigen Menschen inzwischen allerdings Schwierigkeiten bereiten – wobei ich mich sogleich hinzusetzen beeile: Ich bin weit entfernt davon, blind für „uns Heutige“ Partei zu ergreifen gegen die damalige Leserschaft und ihren Autor.

Dann drittens: Was geschieht, wenn wir dem Buch Fromms einmal ein heute vergleichbar populäres Buch zum selben Thema zur Seite stellen? Zu solchem Vergleich bietet sich das höchst aktuelle Buch von Michael Nast an, *Generation Beziehungsunfähig*. Das Erforderliche dazu wird, wenn ich es hervorgeholt habe, gesagt werden.

Viertens und endlich: Was hat sich seither geändert, so dass, wie im Untertitel angekündigt, von „Metamorphosen des Liebesverständnisses“ die Rede sein kann, vielleicht muss? Die Frage lautet: Inwiefern findet das Buch von Erich Fromm heute anders geprägte, geistig anders gestellte Menschen? Um dieser Frage mit einer Antwort gerecht zu werden, werde ich zum Schluss eine starke These (wie man so etwas heute nennt) wagen, eine These also zu unserer gegenwärtigen Verfassung, so-



fern sie liebesbezüglich von Belang ist.<sup>2</sup>

Doch nun, wie angekündigt, zunächst einige Gedanken, die sich von Fromm zwar einesteils inspirieren ließen, sich andererseits aber doch auch von ihm abstoßen werden.

Was liegt zu diesem Zweck näher, als zunächst mit jener These zu beginnen, die das gesamte Buch Fromms eigentlich trägt, man könnte sagen, mit jenem Gedanken, den Fromm mit seinem Buch vor allem in die Waagschale zu werfen gedachte. Welcher Gedanke ist das? Doch wohl, wie der Titel des Buches bereits verkündet, Liebe sei „eine Kunst“ und als solche erfordere sie Wissen und Bemühung. Mit andern Worten: Zu lieben wolle „gelernt“ sein. Um aber das, was dazu gehört, zu lernen, müsse man vorgehen, „als wolle man irgendeine andere Kunst – zum Beispiel Musik, Malerei, Tischlerei oder die Kunst der Medizin ... – erlernen“.<sup>3</sup>

Ich gestehe, ich täte mich inzwischen schwer damit, meine Hochschätzung des Liebens, meine Wertschätzung des Liebens nach dem Vorbild Fromms ausgerechnet mit dem Begriff der „Kunst“ auszudrücken. Ist zu übersehen, wie jedenfalls im Reich der gegenwärtigen Kunst und ihrer Szene

<sup>2</sup> Ergänzend verweise ich auf mein Buch *Liebe – der göttliche Wahn*, Freiburg/ Basel/Wien 2006, dessen bisher unterschlagener, aber eigentlich richtiger Titel lautet: „Das Liebes-Fest. Eine Rahmenhandlung, fünf Reden sowie eine philosophische Pantomime, gehalten beziehungsweise inszeniert zur Feier des Eros am Valentinstag des Jahres 1986 in Frankfurt am Main“.

<sup>3</sup> Fromm, *Die Kunst des Liebens* (Ullstein Buch Nr. 258), Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1977, S. 20. – Ich zitiere in der Regel aus dieser frühen Ausgabe und der „autorisierten Übersetzung“ von Günter Eichel mit einfacher Angabe der Seitenzahl.

längst die „Arbeit“ zum leitenden Begriff wurde? Was da hervorgebracht, „produziert“ wird, sind „Arbeiten“, so wie man ehemals vom „Werk“ gesprochen hat. Wollen wir aber der Liebe den Begriff der Arbeit zugesellen – etwa so, wie im Jargon der Seelenbearbeiter von der „Trauer-Arbeit“ gesprochen wird, dieser schrecklichen Kompilation heterogenster Begriffe?

Nun könnte man den Einwand vortragen: Aber Fromm habe doch beileibe nicht an den Kunstmarkt gedacht und daran, was dort Usus ist, als er von „der Kunst des Liebens“ sprach. Zugestanden. Und doch beharre ich darauf: In der Kunstszenarie der Gegenwart herrscht ein „Gesetz“, das in mancher Hinsicht an die Regeln des zeitgenössischen libidinösen Anbahnungsverkehrs erinnert, also an Erfordernisse, wie sie heute im Zusammenhang mit dem aussichtsreichen Abschluss kurzfristiger Libidoverträge gelten – etwa, um Kant zu variieren, zum zeitweilig wechselseitigen Nießbrauch der Geschlechtswerkzeuge anderer. Was sind die einschlägigen Kategorien – sei es hier, im Reich der Liebeswerbung, sei es dort, auf dem Felde der Kunst? Es geht um Originalität, es geht darum, Aufmerksamkeit zu finden, vor allem darum, *interessant* zu sein. Das aber gehört – altmodisch, wohl auch ein wenig altfränkisch ausgedrückt – zu den Künsten der Verführung, das macht den Don Juan. Genau daran aber war Erich Fromm jedenfalls *nicht interessiert*.

Auch der von ihm gleich mehrfach vorgelegene Vergleich, der für die These, das Lieben sei recht verstanden eine Kunst, werben soll, der Vergleich mit Handwerken, die man erlernen müsse, um darin Meister zu sein, das Beispiel des Tischlers oder Mediziners also, ist falsch oder jedenfalls unangebracht. Warum?



Niemand muss Tischler (oder irgendetwas anderes, Arzt beispielsweise) werden, um ein guter Mensch zu sein. Nicht Tischler oder nicht Arzt zu sein bedeutet nämlich keineswegs, als Mensch defizient zu sein. Wohl aber wäre dies der Einwand, ja das Urteil über einen Menschen, wenn wir von ihm sagen müssten, er sei lieblos.

Nun könnte man zur Rettung des Vorschlags von Fromm, das Lieben als „Kunst“ zu verstehen, darauf verweisen, es sei doch einmal – und zwar in ehrwürdigster Tradition – das Wahre, das Gute und das Schöne als eine Trias angesehen worden, in der eins zum anderen gehörte und keines dieser Drei ohne die andern verständlich gewesen wäre. Ja, wäre dazu zu sagen: Unter der – heute allerdings *nicht mehr gültigen* – Voraussetzung ließe sich in der Tat die Anlehnung des Liebens an den Begriff der Kunst rechtfertigen, denn dann hieße es (und hieß es einmal), ein *wahrer* Mensch – der den Anspruch darauf geltend machen darf, in einem vorzüglichen, vorbildlichen Sinne Mensch zu sein – sei unbedingt ein liebevoller Mensch. Oder: Ein *guter* Mensch werde niemals lieblos, kalten Herzens etwa, reagieren usw. Und ebenso: *Schön* sei es zu lieben, andere zu fördern und zu stärken, wo sie der Unterstützung bedürfen oder schwach sind. Dieses letzte „schön ist es“ setzte allerdings voraus, was so heute nicht mehr vorauszusetzen ist: Schönes galt als schön, sofern es zugleich „wahr“ und „gut“ war. Die Kunst, deren leitender Begriff einst die Schönheit war, bildete das Vollkommene, das Ideale, das Vorzügliche – und eben nicht nur das Interessante oder Originelle.

Mein dementsprechender Vorschlag lautet also: Wir sollten heute eher von „Könnerschaft“ sprechen, die sich erworben haben müsse, wer in vorbildlicher Weise zu lieben

fähig wäre. Denn mit diesem Begriff dürfte am ehesten übersetzt sein, was Fromm meint, wenn er erklärt: recht zu lieben sei eine *Fähigkeit*, die man sich erwerben müsse, weil sie niemandem einfach zufalle. Dieser Vorschlag, von „Könnerschaft“ statt von „Kunst“ zu sprechen, sofern es um Liebe geht, die unsere Achtung und unseren Respekt verdient, macht sich ein Argument zunutze, das ich in anderem Zusammenhang<sup>4</sup> gegen den Gebrauch des Begriffs „Lebenskunst“ vorgetragen habe: So wie die nicht angemessen vom sogenannten „Lebenskünstler“ repräsentiert ist, so werden wir gewiss davor zurückschrecken, jenen, der sich im Sinne Fromms auf die Kunst des Liebens versteht, einen „Liebeskünstler“ zu nennen. Denn wirklich, so wie wir den „Lebenskünstler“ in primärer Assoziation mit dem Bohemien oder Dandy verknüpfen, so würden wir gewiss den „Liebeskünstler“ allemal mit Bildern und Geschichten verbinden, die an den „Verführer“ denken lassen. Oder unter Verwendung der diesenfalls glücklichen Unterscheidung, wie sie die englische Sprache anbietet: Unter einem solchen „Liebeskünstler“ verstünden wir gewiss nicht den Menschen, der sich im „being in love“ bewährt, wohl aber den Hallodri – wie man ihn einst nannte –, der sich darauf versteht, im Opfer seiner erotischen Anschläge das „falling in love“ in Gang zu setzen und zu befördern.

Soviel als Anmerkung zum ersten Gedanken, um den herum Fromm sein Buch aufgebaut hat, zu der These mithin, zu lieben solle als „Kunst“ verstanden und geehrt werden.

Und damit zu dem anderen und zweiten,

<sup>4</sup> Vgl. Achenbach, *Lebenskönnerschaft*, 2. Auflage, Köln 2009.



wie ich denke: zentralen Gedanken Fromms, den ich wiederum mit einigen eigenen Überlegungen in Verbindung bringen möchte. Es ist die These, Liebe sei erstlich wie letztlich eine *Charakterfrage*. Bei Fromm heißt es dazu pointiert: „Die Fähigkeit zur Liebe“ sei „von der charakterlichen Entwicklung der Person abhängig“. (S. 45)

Ich stimme dem zunächst einmal recht herzlich und mit allem Nachdruck zu. Allerdings – auch mit dieser zweiten zentralen Bestimmung habe ich Schwierigkeiten, die ich werde erläutern müssen und deshalb erläutern will.

Wie wir wissen, drängte Fromm die Gegenwarts- und Kulturkritik – in eins damit seine Kritik am Kapitalismus, wie sie im marxistischen Revisionismus der Frankfurter Schule heimisch war – zu dem Fazit, die gegenwärtige Gesellschaft erschwere die Ausbildung eines Charakters, den man in einem zustimmungsfähigen Sinn „Charakter“ nennen dürfte. „Der zeitgenössische Mensch ähnelt (...) einem Kind von drei Jahren, das nach dem Vater ruft, wenn es ihn braucht, und sonst zufrieden ist, wenn es spielen kann.“ (S. 137) Ja, so hat Fromm von den Modernen gedacht. Selbst der mittelalterliche Mensch sei, was die Reife der Persönlichkeit anlangt, entwickelter gewesen als der heutige, heißt es an anderer Stelle seines Buches.

Was den heutigen Menschen beherrsche – gemeint ist selbstverständlich primär der „damalige“, also der Mensch im Westen der 50er Jahre –, sei „das Streben nach materieller Bequemlichkeit und dem Erfolg auf dem Persönlichkeitsmarkt“. (S. 136) „Charaktermasken“ sagte man damals dazu und drückte so seinen Zweifel aus, es tatsächlich noch mit einem „Charakter“ in irgend nennenswertem Sinn zu tun zu ha-

ben.

Und dann zeigt Fromm, inwiefern vor allem die kapitalistisch verfasste und geistig (besser: ungeistig) geprägte Welt mit einem charaktervollen Menschen nichts weiter anzufangen wisse, vielmehr im Gegenteil den eigentlich charakterlosen Menschen nachfragt und fördert; in späterem Vokabular ließe sich sagen: nachgefragt sei der intelligente, vielfältig verwendbare Gesamtarbeiter.

Fromm jedenfalls insistiert darauf: Die kapitalistische Gesellschaft sei für die Liebe verderblich, indem sie deren Voraussetzung, die Entwicklung eines wirklichen Charakters, erschwere, wenn nicht unmöglich oder unwahrscheinlich mache. In dieser Gesellschaft nämlich gelte: „Haben ist mehr als Sein“ (S. 114).

Nun wird man Fromm wohl konzedieren müssen, er habe bereits eine Wirklichkeit gesehen, die in weiterem Umfang eigentlich erst unsere Wirklichkeit wurde. Ich zitiere:

„Der moderne Kapitalismus braucht Menschen, die sich frei und unabhängig fühlen und glauben, keiner Autorität, keinem Prinzip und keinem Gewissen unterworfen zu sein – die aber dennoch bereit sind, Befehle auszuführen, das zu tun, was man von ihnen erwartet, sich reibungslos in die gesellschaftliche Maschine einfügen, sich ohne Gewalt leiten lassen, sich ohne Führer führen und ohne Ziel dirigieren lassen – mit der einen Ausnahme: nie untätig zu sein, zu funktionieren und weiterzustreben.

Was ist das Ergebnis? Der moderne Mensch ist sich selbst wie auch seinen Mitmenschen und der Natur entfremdet, (...) erlebt seine Lebenskraft als



eine Kapitalanlage, die ihm unter den gegebenen Marktbedingungen ein Maximum an Gewinn einbringen muss. Die menschlichen Beziehungen sind im wesentlichen die entfremdeter Automaten, deren Sicherheit darauf beruht, möglichst dicht bei der Herde zu bleiben und sich im Denken, Fühlen oder Handeln nicht von ihr zu unterscheiden. (...) Der moderne Mensch ähnelt tatsächlich jenem Bild, das Huxley in seinem Buch *Schöne neue Welt* beschreibt: gutgenährt, gutgekleidet, sexuell befriedigt, aber ohne Selbst, nur im oberflächlichsten Kontakt mit seinen Menschen, geleitet allein von Slogans. (...) Das Glück dieser Menschen besteht (...) darin, sich zu vergnügen. (S. 116f.)

Was folgert Erich Fromm daraus? In kürzester Fassung: „Automaten können nicht lieben.“ (S. 118) Was sich anstelle dessen ausgebildet habe im Umgang der Menschen miteinander, sei eine Art „Egoismus zu zweit“ (S. 119).

Nun frage ich: Wer ginge wohl in seiner Bereitschaft, als Modernitätsapologet zu wirken, so weit, dieser Schilderung unserer Verhältnisse vehement zu widersprechen? Ich jedenfalls stimme – zunächst einmal – zu. Und dennoch: Auch im Blick auf diese These kann ich gewisse Zweifel nicht überwinden und gewisse Bedenken, die ich äußern möchte, nicht zurückhalten.

Fromm leitet den dritten Teil seines Buches, überschrieben: „Die Liebe und ihr Verfall in der zeitgenössischen westlichen Gesellschaft“, mit dem folgenden eröffnenden Satz ein:

„Wenn die Liebe eine Fähigkeit des reifen (...) Charakters ist, folgt daraus, dass die Liebesfähigkeit eines in einer

bestimmten Kultur lebenden Menschen von dem Einfluss abhängt, den diese Kultur auf den Charakter des Durchschnittsbürgers ausübt.“<sup>5</sup>

Wie? Charakter – man möchte mit Betonung sagen: „ausgerechnet“ der Charakter soll gesellschaftlich gemodelt, soll das Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse sein? Werden wir wirklich, was sich so „erklären“ ließe, im emphatischen Sinne „Charakter“ nennen?

Ich erlaube mir, im Zusammenhang damit einen einschlägigen Text des Königsbergers, also Immanuel Kants, in Erinnerung zu rufen, den ich seinen Vorlesungen entnehme, die später unter dem Titel „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ erschienen sind. Dort heißt es:

„Vom Charakter als der Denkungsart

von einem Menschen schlechthin sagen zu können: ‚Er hat einen Charakter‘ heißt sehr viel von ihm nicht allein gesagt, sondern auch gerühmt; denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt. (...)

Einen Charakter schlechthin zu haben [als Unterscheidung zur besonderen ‚Sinnesart‘, die man auch als Charakter bezeichnet], bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subjekt sich selbst an bestimmte praktische Prinzipien bindet, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft sein dürften, so

<sup>5</sup> In diesem Fall nach der neueren Übersetzung von Liselotte und Ernst Mickel, Frankfurt-Berlin-Wien 1980, S. 95, zitiert. In der sonst angeführten Ausgabe: S. 113.



hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln (nicht wie in einem Mückenschwarm bald hiehin bald dahin abzuspringen), etwas Schätzbares und Bewundernswürdiges in sich; wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Es kommt hierbei nicht auf das an, was die Natur [heute würden wir sagen: was die Gesellschaft oder die gesellschaftlichen Verhältnisse] aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst macht; denn ... nur das letztere gibt zu erkennen, daß er einen Charakter habe.

Alle anderen, guten und nutzbaren Eigenschaften desselben haben einen Preis, sich gegen andere, die eben so viel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen Marktpreis, – das Temperament einen Affektionspreis; man kann sich mit ihm gut unterhalten, er ist ein angenehmer Gesellschafter; – aber – der Charakter hat einen inneren Wert und ist über allen Preis erhaben.“<sup>6</sup>

Wer das verstanden hat, begreift ein Problem, mit dem Fromm, so meine ich, nicht recht fertig zu werden wusste.

Sehen wir uns dazu jetzt, da wir Kant gehört haben, noch einmal jene eröffnende Passage, mit der Fromm das Schicksal des modernen Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft beschreibt, in klärender Verkürzung an: „Wenn die Liebe eine Fähigkeit des (...) Charakters ist, *folgt daraus*, dass die Liebesfähigkeit (...) von dem Einfluss abhängt, den diese Kultur auf den

Charakter (...) ausübt“<sup>7</sup>

Soll das wahr sein? So „folgt daraus...“? Nein, sage ich, folgt *nicht!* Denn eben das, was von den gesellschaftlichen Umständen gemodelt wurde, werden wir uns weigern, „Charakter“ zu nennen; sofern aber tatsächlich – ich stimme dem zu – die Fähigkeit, zu lieben, auch oder vor allem eine Frage des Charakters wäre, hieße das: Nur der Mensch, den wir „soziologisch“ nicht „erklären“ können oder dessen Eigenarten wir aus Umweltbedingungen gerade *nicht* „abzuleiten“ vermögen, nehmen wir zugleich als Charakter ernst, was für uns einschließt, ihn für liebesfähig zu halten.

Womöglich müssen wir es jener besonderen, damals in intellektuell avancierten Kreisen höchst attraktiven und geschätzten Kombination soziologischen Wahrnehmens mit psychoanalytischem Denken zurechnen, wenn der Mensch auch bei Fromm als abhängiges, „geprägtes“, auf den Weg gesetztes Wesen, als für sich selbst undurchschautes Produkt gesellschaftlicher wie familiärer Verhältnisse erscheint, dem in der Tat nur ein „gewordener“, das heißt „erworbener Charakter“ jene verlässliche Innenleitung entgegensetzen in der Lage wäre, die wir – mit Fromm – als Bedingung der Liebesfähigkeit ansehen wollen.

Um eine verständnisdienliche Zuspitzung zur These nicht zu scheuen: Sowohl soziologische als auch psychologische oder psychoanalytische „Erklärungen“ kommen als hilfreiche Aufklärungen im Grunde nur im Blick auf Devianzen, Hemmungen, Behinderungen usw. in Frage, im engeren Sinne zur Klassifikation von Pathologien. Hingegen das Gelingende, Beispielhafte, Vorzügliche – mit Kant gesprochen: das „Seltene“ –, das im genauen Verständnis „Außeror-

<sup>6</sup> Kant, *Werke in 10 Bänden*, hg. v. W. Weischedel, Bd. 10, S. 633f.

<sup>7</sup> Neue Übersetzung, S. 95.



dentliche“ entzieht sich gerade der einen wie der anderen „Erklärung“, denn es ist per definitionem nicht „bewirkt“, nicht „verursacht“ durch anderes oder „Umstände“, sondern es ist, was es ist, durch sich. Anders und versuchsweise einfach gesagt: Einen Charakter „erklären“ keine Theorien, sondern ein Charakter – sofern er Wert darauf legt, sich uns mitzuteilen – erklärt sich selbst. Was heißt das? Was folgt daraus?

Der Schluss daraus lautet: Fromms Bindung an die sozialwissenschaftlichen Erklärungsweisen einerseits, an die psychologischen Auslegungsmuster andererseits mögen zwar zur kritischen Aufdeckung und Erledigung verbreiteter Liebesmissverständnisse dienlich sein, zur Würdigung des Geheimnisses, was es hingegen mit der Liebe im besten, im hoch zu schätzenden Sinn auf sich hat, taugen sie nicht. Am Rande, sehr weit in den hintersten Teil seines Büchleins verschoben, scheint Fromm selbst dieses Dilemma zu ahnen, wenn er zuletzt gesteht:

„Ich bin der Überzeugung, dass die Antwort von der absoluten Unvereinbarkeit von Liebe und ‚normalem‘ Leben nur in einem abstrakten Sinne richtig ist. Das Prinzip, das der kapitalistischen Gesellschaft zugrunde liegt, und das Prinzip der Liebe sind in der Tat unvereinbar. Aber konkret betrachtet ist die moderne Gesellschaft ein komplexes Phänomen. (...) Selbst wenn man anerkennt, dass das Prinzip des Kapitalismus mit dem Prinzip der Liebe unvereinbar ist, muss man zugestehen, dass der Kapitalismus in sich selbst eine so widerspruchsvolle und sich ständig verändernde Struktur hat, die einem noch eine gewisse Nicht-Konformität und persönlichen Spielraum lässt. Es ist eine gefährliche Aus-

rede — des ‚radikalen‘ Denkens sowohl wie des Durchschnittsmenschen –, seinem existentiellen Problem im ‚hier und jetzt‘ damit auszuweichen, dass die gesellschaftlichen Umstände als der einzig determinierende Faktor angesehen werden. (S. 168f.)

Dennoch gelte:

„Menschen, die der Liebe fähig sind, bilden innerhalb des gegenwärtigen Systems eine Ausnahme; die Liebe ist notwendigerweise in der heutigen westlichen Gesellschaft ein seltenes Phänomen. (...) *Nur der Nicht-Konformist sei in der Lage, sich erfolgreich zu wehren.*“ (S. 169)

Und was ist mit den vielen, den Angepassten, den „Normalen“ und Konformen? Für sie gelte, wie Fromm schließlich, buchstäblich auf der letzten Seite, konstatiert: Ihnen wäre nur damit zu helfen, dass die Gesellschaft, die ihnen die Form aufstempelt, revolutioniert und damit zur anderen würde, denn von den gesellschaftlichen Verhältnissen sind sie abhängig.<sup>8</sup>

Da klingt der gut-marxistische Grundsatz nach, wonach der „*kategorische Imperativ*“ laute, „*alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.“<sup>9</sup> Zu ergänzen wäre nur: ... ein zur Liebe unfähig gemachtes Wesen ist ...

Soweit das marxistisch anvererbte Pro-

<sup>8</sup> „Das Wesen der Liebe zu analysieren heißt festzustellen, dass sie heute nur selten erlebt wird; es heißt aber auch, die sozialen Bedingungen zu kritisieren, die dafür verantwortlich sind.“ (S. 171)

<sup>9</sup> Karl Marx: *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung*, MEW Bd. 1, S. 385.



gramm einer Rettung großen Stils, das geschichtlich freilich seiner Bestätigung harrt.

Zweiter Teil, angekündigt „wie zur Erholung“, in dem einige Wahrnehmungen, die sein Buch enthält, präsentiert werden sollen, sofern sie uns die erhebliche Zeitspanne von 60 Jahren, die seither verging, bewusst machen können. Fromm selbst stellt in seinem Buch solche Beobachtungen an, etwa wenn er bemerkt, die Erwartungen an den Mann oder das, was als „männlich“ angesehen werde, sei der Mode unterworfen:

„ (...) zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts musste der Mann aggressiv und ehrgeizig sein, um attraktiv zu wirken – heute dagegen verlangt man von ihm, dass er sozial und tolerant sei.“ (S. 18)

Soviel nur als erstes Beispiel. Wie aber sieht es mit dem – zwar nur sehr zaghaft, fast ein wenig versteckt – bekundeten Vorbehalt gegenüber der „romantischen Liebe“ aus? Wohl könnte man sagen, die klügeren und weisen unter den Menschen teilten diese Skepsis schon immer und fühlen sich darin bestätigt, wenn sie etwa in dem glänzend geschriebenen Buch des Ehepaars Beck, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, lesen: „Wir leben im Zeitalter des real existierenden Schlagertextes. Die Romantik hat gesiegt, die Therapeuten kassieren.“<sup>10</sup> Doch wenn Fromm erklärt, mit der romantischen Liebeswahl als Zugangsbedingung zur längerfristigen Beziehung, etwa gar zur Ehe, werde verkannt, worum es im Lieben gehe, dann dürfte dies für den gegenwärtigen Zeitgenossen inzwischen nur noch unter dem Aufwand außerordentlicher Verstehensanstrengungen nach-

<sup>10</sup> Beck, Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt/M. 1990, S. 21.

vollziehbar sein. Sollte Fromm etwa Verständnis gehabt haben für arrangierte Ehen, wonach die „Ehe vertraglich festgelegt und durchgeführt“ wurde? (S. 16) In der Tat wusste Fromm noch – wie die Nachdenklichen früherer Jahrhunderte – den bedeutenden Vorteil einer aus vernünftigen Erwägungen eingegangenen Ehe zu schätzen: Unter solchen Auspizien nämlich wurde die Liebe von Anfang an als Anforderung und Anspruch verstanden, als etwas, das nicht einfach zufällt, sondern als etwas, was sich die Liebenden zu erwerben und worin sie sich zu bewähren haben.

Werden wir wohl zugestehen müssen, uns von solchen Einsichten, damit auch von aller ruhigen Wertschätzung solcher altüberlieferten, hochkulturellen Gepflogenheiten in den letzten Jahrzehnten nochmals weiter entfernt zu haben?

Die Erregung, von der die Menschen zumal im Zusammenhang mit frisch erworbenen Überzeugungen erfasst werden, dürfte dem Zeitgenossen heute auch Fromms Hochschätzung der betonten Geschlechterdifferenz erschweren. Und schon gar wird einem Heutigen, der sich brav im Gender-Mainstreaming hat „grunderziehen“ lassen, die Frommsche Erklärung der populären Geschlechter-Angleichungsstrategien empören. Muten wir sie ihm dennoch zu:

„Die Frau ist gleich, weil die Unterschiede verschwunden sind. Die philosophische These der Aufklärung – *l'âme n'a pas de sex*, die Seele hat kein Geschlecht – wird ganz allgemein angewendet. Die Polarität der Geschlechter verschwindet und mit ihr auch die erotische Liebe, die auf dieser Polarität beruht. Männer und Frauen werden dasselbe und nicht *gleich* als gegen-



sätzliche Pole. Die zeitgenössische Gesellschaft *stehe dahinter*, weil sie menschliche Atome braucht, die sich in nichts voneinander unterscheiden und in (...) der Masse reibungslos (...) funktionieren.“ (S. 33f.)

Schließlich überhaupt: Diese von Fromm bewahrte Neigung, auf Differenzen zu beharren, auf Unterscheidungen, die heute allesamt unter Verdacht stehen. So die Einsicht, die Liebe der Eltern zum Kind sei kein Einerlei, sondern – ich zitiere: „Die Beziehung zum Vater ist ganz anders“, der stehe für „Gesetz, Ordnung, Disziplin“ (S. 65). Da möchte man sich erkundigen: Wie wird wohl der heute herangezogene „neue Mann und Vater“ davon denken, sofern ihm sein Abscheu solchen Äußerungen gegenüber überhaupt noch erlaubt „zu denken“, womöglich sogar „nachzudenken“, gar nachdenklich zu werden?

Und was erst werden Menschen, wie sie uns heute geläufig sind, davon halten, wenn in jenem Bestseller der 50er und 60er Jahre von der „erotischen Liebe“ befunden wird, sie sei „die vielleicht irreführendste Form der Liebe“ überhaupt, „die es gibt“? Oder was, wenn einer von ihnen in diesem Buch blätterte und einmal die Seiten nachzählte, die Fromm auf die Nächstenliebe, die Mutterliebe, die erotische Liebe, die Selbstliebe – und die Gottesliebe verwendet? Ich *habe* nachgezählt: Die Nächstenliebe: 2 Seiten; die Mutterliebe: 4,5 Seiten; die erotische Liebe: 3,5 Seiten; die Selbstliebe: 6,5 Seiten – und die Gottesliebe: knapp 22 Seiten.

Er wäre dann wohl auch nicht mehr zu überraschen, wenn er hörte, die Hauptzeugen Fromms, die er zitierte, seien der Bibel entnommen, zumal, Fromm ist Jude, der Hebräer: die Genesis, der Prophet Jo-

nas und die Psalmen.<sup>11</sup>

Dritter Teil. Angekündigt hatte ich die Beantwortung der Frage, in welches Licht Fromms Buch gerückt werde, wenn wir ihm einmal ein gegenwärtiges, annähernd vergleichbares Buch zur Seite stellen. Keines aber dürfte dieser Tage so sehr für einen solchen Vergleich sich anbieten, wie die außerordentlich erfolgreiche Schrift des außerordentlich erfolgreichen Jungschritstellers Michael Nast aus Berlin. Als sein zunächst kurzer Text „Generation Beziehungsunfähig“ am 15. April 2015 im Online-Magazin *Im Gegenteil* erschien, „wurde er [so Nast im Vorwort seines Anfang 2016 erschienenen Buches gleichen Titels] schon am ersten Abend so oft aufgerufen, dass der Server immer mal wieder nicht erreichbar war. Er war kurz davor zusammenzubrechen. Allein in der ersten Woche lasen ihn eine Million Menschen, noch in derselben Woche kauften sich die Macher von *Im Gegenteil* einen neuen Server.“<sup>12</sup> Nun – stellen wir zuerst einmal fest: In vielerlei Hinsicht fährt auch Nast noch in denselben Gleisen und bestätigt es außerdem, indem er sich – übrigens mehrfach – auf Fromm bezieht.<sup>13</sup>

Vor allem aber der Hauptsatz, der auch bei

<sup>11</sup> Wer Erich Fromm angemessen verstehen wollte, hätte vor allem diese drei Quellen zu würdigen: das marxistische Erbe, das psychoanalytische Erbe Freuds und das Judentum. Seine Dissertation, 1922 in Heidelberg vorgelegt, lautet: *Das jüdische Gesetz. Ein Beitrag zur Soziologie des Diasporajudentums*.

<sup>12</sup> Michael Nast, *Generation Beziehungsunfähig*, Hamburg 2016, S. 8.

<sup>13</sup> Vgl. etwa S. 15: „Ich dachte an Erich Fromm, für den die Fähigkeit, sich selbst zu lieben, die Voraussetzung dafür war, überhaupt jemanden anderen lieben zu können. Tja, dachte ich, aber wer liebt sich schon selbst?“



dem jungen Berliner hinter allem steht, was er als neue soziale Realität kolportiert, ist uns dem Geiste nach durch Fromm vertraut: „*Jeder ist das Produkt der Gesellschaft, in der er aufgewachsen ist und die einen sozial geprägt hat.*“ (S. 165; Kursivsetzungen erscheinen in Nasts Buch im Fettdruck; entsprechend auch die weiteren Zitate aus seinem Buch.) Und dann schildert er, in welchem Maße die noch Jüngeren als er – er war bei Abfassung des Buches vierzig – an Facebook hängen und davon abhängig sind: „*Sie sind die Generation der Like-Abhängigen.*“ (S. 166)

Allerdings: was die Herrschaft der Psychologie angeht, für die uns noch Erich Fromm als Repräsentant stehen durfte, so ist hier bereits ein entwickelteres, auch kritisches Bewusstsein zu hören. Das markiert etwa der Satz: „*Weil es uns ein gutes Gefühl gibt. Und darum geht es ja schließlich. Um ein gutes Gefühl.*“ (S. 175)

Hier macht der ironisch-witzige Ton den Vorbehalt, der mit besonderem Amüsement das interessante vorletzte Kapitel bestimmt: „Nicht ohne meinen Therapeuten“ (S. 227ff.).

Zweifellos empfinden sich auch jetzt noch viele, allzu viele Menschen – zumal seiner Alterskohorte – als seelisch behandlungsbedürftig und, als gelte es, Erich Fromm noch nach Jahrzehnten Recht zu geben, melden sich als „Opfer des Systems“, so dass auch für sie noch gilt: Das System ist krank, und wir sind krank mit ihm und durch dasselbe – ich zitiere:

„Wir werden nicht zu einem Volk von psychisch Gestörten, (...) wir sind es schon. Es ist nun mal kein Zeichen seelischer Gesundheit, gut angepasst an eine kranke Gesellschaft zu sein. Das ist ein sehr wahrer Satz. Ein Satz, der

uns langsam klar wird (...) –, denn wir beginnen, die Auswirkungen immer deutlicher zu spüren.“ (S. 230)<sup>14</sup>

Doch dann fragt er im Anschluss: „Aber wie kommen wir da raus?“ Und im nächsten Augenblick wird deutlich, was sich inzwischen geändert hat: Man glaubt nicht mehr, durch noch mehr Therapie „da raus“ zu kommen. Vorgeführt wird diese neue Skepsis den therapeutischen Segensversprechen gegenüber im letzten Kapitel, in dem der Autor zunächst sich selbst analysiert, und zwar durchaus noch psychologisch, doch dann:

„Aber dann fiel mir etwas auf. Und das, was mir da auffiel, war nun wirklich beunruhigend.

Wirklich interessant wird es nämlich, wenn man die Symptome einer Beziehungsunfähigkeit auf das System anwendet, in dem wir leben und in das wir hineingeboren wurden. Worauf es Wert legt[:] Egoismus, kompromisslose Selbstverwirklichung, das Denken in Idealzuständen, also das Streben nach Perfektion, und die Unverbindlichkeit in Freundschaften und Beziehungen – das sind alles Anforderungen, die das System sich wünschen würde, damit wir bestmöglich funktionieren. Die Kriterien einer Bindungsstörung sind also allesamt Eigenschaften, die einen zur perfekten Komponente unseres Systems machen.

*Wir sind beschädigte Ware, weil die Gesellschaft, in die wir hineingewachsen sind, uns geformt hat. Wir wissen ja nicht einmal, was wir wollen. (...)*

<sup>14</sup> Auch dies ist bereits ein leitender Gedanke Fromms, vgl. *Wege aus einer kranken Gesellschaft* Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1981.



Unsere Gesellschaft ist ja auf dem betriebswirtschaftlichen Prinzip aufgebaut, dass das Ziel des Lebens andauerndes Wachstum und damit verbunden immer größerer Konsum ist. Sonst funktioniert unsere Wirtschaft nicht mehr. Und das ist das Problem. Die Wirtschaft, dafür leben wir. Sie ist der Mittelpunkt unserer Gesellschaft – und nicht der Mensch. Das wusste schon Erich Fromm.“ (S. 236f.; letzte Kursivierung von mir, GBA.)

Soweit hätten wir dies alles ebenso gut, mit ein wenig anderen Worten, in der Tat auch schon bei Fromm lesen können. Ja, gleich wird Nast sogar dessen favorisierten Begriff, den der „Entfremdung“, noch einmal bemühen:

„Wir wenden betriebswirtschaftliche Prinzipien auf unser Privatleben an. Das sind die Muster unserer Kultur. Daran erkennt man sehr gut, wie sehr sich das System vom Menschen entfremdet hat. (...) Das System erzieht uns zur Unzufriedenheit. Es braucht keine zufriedenen Menschen, und glückliche Menschen schon gar nicht. Es braucht Menschen, die das Gefühl haben, dass ihnen etwas fehlt, dass es immer etwas gibt, das ihr Leben verbessern kann. Es braucht Menschen, die eine Leere in sich spüren, die sie irgendwie füllen wollen. Und weil wir Konsumenten in einer Konsumgesellschaft sind, konsumieren wir, um die Leere zumindest ansatzweise zu füllen. (...) *Unsere Unzufriedenheit ist das Fundament, auf dem unser auf endloses Wachstum ausgerichtetes Wirtschaftssystem beruht. Wir sind Instrumente der Wirtschaft.*“ (S. 236-238)

Er sieht sich Videos auf YouTube an und die

dort gehandelten Stars. Und auch, was er da sieht, hätte die Zustimmung Fromms gefunden:

„In diesen Videos sind Menschen zu sehen, die die Fähigkeit zu allem, was eigentlich wichtig ist, verloren zu haben scheinen: die Fähigkeit zu lieben, für sich und für andere da zu sein oder differenziert zu denken. Es geht nur um Selbstinszenierung und Geld.“

Und weiter:

„Das sind die Vorbilder der nachwachsenden Generation. Sie stehen für die eigentliche Beziehungsunfähigkeit unserer Zeit: den Verlust unserer Beziehung zu uns selbst. (...) je mehr wir uns anpassen, desto mehr sind wir uns entfremdet. Und angepasster als heute waren wir noch nie.“ (S. 238)

Das ist bereits Quintessenz, die zitierten Stellen befinden sich auf den letzten Seiten seines Buches, und man könnte nun schließen: Das ist doch nach wie vor die Sicht von Erich Fromm! Also hätte sich nichts geändert? Wäre womöglich alles nur noch etwas schlimmer geworden?

Ich glaube, so kann man es sagen. Und wirklich hat auch dieser junge Autor noch dasselbe Problem wie einst Erich Fromm. Es lautet: Was macht man mit der Diagnose? Wir gleichen

„dem Wesen des Systems, in dem wir leben und dessen Produkte wir ja auch sind. (...) Es will, dass wir funktionieren – so wie es selbst. Wir sollen eine Version des Systems werden. Das ist das Ziel.“ (S. 79)

Doch dann, wie Fromm zum Schluss, darf er es selbstverständlich dabei nicht belassen, und so widerruft er:



„Mir ging es wie vielen, die die Fehler in ihrem Leben in den Umständen suchen. Aber das ist eine Ausrede. Letztlich liegt es in jedem selbst.“ (S. 91)

Also nochmals: Nichts Wesentliches sollte sich geändert haben? Und Erich Fromms Diagnose wäre einschränkungslos nach wie vor gültig? Soweit mag es so ausgesehen haben – von dem bereits erwähnten Glaubensverlust den psychotherapeutischen Heilsversprechen gegenüber einmal abgesehen. Doch dann, im Kleinen, in den Berichten, die Nast von seinen Freunden und Freundinnen gibt, taucht etwas auf, was eine neue, eine gewandelte Stimmung, auch eine Nachdenklichkeit ahnen lässt, die der verordneten Fortschrittlichkeit der Gesinnung die Gefolgschaft zu verweigern beginnt. Exemplarisch dafür steht eine Geschichte, die davon erzählt, wie für junge Menschen heute Kinder, die kommen, „ins Leben einschlagen wie eine Axt“. „Wer, wenn nicht wir?“ ist diese späte Kapitel überschrieben, das noch einmal die „gesellschaftlichen Verhältnisse“ schildert, die sich höchst zerstörerisch auf unsere Lebenswirklichkeit auswirken. Nast berichtet von einer Freundin, die ihm eröffnete, sie sei schwanger – „wahrscheinlich“. Sein für sich behaltener Kommentar, da er bemerkt, sie wisse eigentlich nicht, ob sie sich freuen oder ob sie entsetzt sein solle:

„Es ist natürlich wahr, die Geburt eines Kindes fährt wie eine Axt ins Leben. Es wird geteilt, in die Zeit davor und die Zeit danach. Alles ändert sich.“ (S. 117)

Dann aber, wenige Tage später, erhält er von ihr einen Anruf. Und nun heißt es:

„Am Montag danach rief mich meine Freundin an, um mir zu sagen, dass sie doch nicht schwanger ist. Sie wirkte gelöst, aber man hörte ihr an, dass die

Zweifel und das Nachdenken der letzten Tage noch gegenwärtig waren. Aber irgendwann sagte sie dann diesen Satz.

Sie sagte: ‚Eigentlich müsste man sich ja freuen, wenn man schwanger ist.‘

‚Tja‘, dachte ich. Da hat sie wohl recht.

*Es gibt diese kleinen Momente, die einem das Große deutlich machen. Das war einer dieser Momente. Ein Moment, in dem man wieder mal begreift, was schief läuft in unserem Land.“* (S. 118)

Ob sich in diesem kleinlauten „Tja ...“ eine erste Dissidenz und Widersetzlichkeit den verordneten Üblichkeiten gegenüber ankündigt, die Hoffnung verheißen könnte?

Ich werde es bei dieser schüchternen Frage belassen, um, wie angekündigt, zum Schluss „eine starke These“ zu wagen, mit der sich womöglich dartun lässt, was sich seither, seit jenen 60 Jahren, die seit dem Erscheinen des Buches von Fromm vergangen sind, wesentlich verändert hat, und zwar verändert im Blick auf das Schicksal der Liebe. Eine solche These aber will vorbereitet sein, und dies soll durch einige wenige Beobachtungen geschehen.

Erinnern wir uns noch, was vier Jahre nach Erscheinen jenes Buches, also 1960, als Neuerung in die Apotheken kam? Die hormonale Kontrazeption, die sogenannte „Pille“ kam auf den Markt. Dazu fällt uns womöglich erst im Rückblick auf – oder *kann* uns auffallen –, inwiefern mit der Einführung des verschreibungspflichtigen Ovulationshemmers Einstellungs- und Einschätzungsveränderungen einhergingen, nicht zuletzt im Verhältnis der Geschlechter zu einander.

So vermute ich, es würde unter jungen



Menschen heute ein kopfschüttelndes Unverständnis auslösen, erzählte man ihnen, erst zwölf Jahre nach der Einführung der Pille sei sie – nach langwierigen Prozessen! – auch unverheirateten Frauen verschrieben worden! Ich zitiere aus einem Interview, das 1964 ein führender Gynäkologe, der sich im Einsatz für die Pille einen Namen gemacht hatte, seinerzeit dem Wochenmagazin DER SPIEGEL gab:<sup>15</sup>

„SPIEGEL: Herr Professor Kirchhoff, wenn ein junges Mädchen zu Ihnen in die Sprechstunde käme und sagte: ‚Ich möchte gern nach Italien in Urlaub fahren; können Sie mir Anti-Baby-Pillen verschreiben?‘ – was würden Sie tun?

KIRCHHOFF: Ich würde die Bitte abschlagen.“

Und dann, als der SPIEGEL „gleiches Recht für alle“, also auch für die unverheiratete Frau forderte und dies als den Grundsatz: „gleicher Schutz für alle“ ausgab, antwortete Prof. Kirchhoff, vom SPIEGEL als „Vorkämpfer für die Anti-Baby-Pille in Deutschland“ vorgestellt:

„KIRCHHOFF: ... es stimmt: Ich habe mich dafür eingesetzt ...

SPIEGEL: ... und dabei allerdings auch erklärt, für die ‚Wochenendfreundschaft‘ seien die neuartigen Präparate nicht gedacht.

KIRCHHOFF: Zu dem Standpunkt bekenne ich mich auch heute noch. Ich vermag noch nicht zu sagen, ob die Anti-Baby-Pille wirklich schon als Massenverhütungsmittel von heute empfohlen werden soll.“

Soweit der Auszug aus dem SPIEGEL-

<sup>15</sup> SPIEGEL vom 26.02.1964.

Interview 1964. Um auch dies noch zu notieren: In den USA ist die Verschreibung der Pille an unverheiratete Frauen erst seit 1972 rechtlich erlaubt.

Jetzt aber die Frage: Erinnern wir uns noch, was hinter solchen Bedenken stand? Es war die moralische Überzeugung, Sexualität habe allein in der legitimen Ehe ihren berechtigten Ort.<sup>16</sup>

Und heute? Amtiert in Berlin ein Bundespräsident, der, nach wie vor in rechtlich bindender Ehe, mit einer Lebensgefährtin zusammenlebt. Hansi Gauck, Mutter von vier gemeinsamen Kindern, lebt in Rostock, während ihr von ihr getrennter Gatte im Schloss Bellevue gemeinsam mit Daniela Schadt residiert, die offenbar von aller Welt als „First Freundin“ akzeptiert wird. – Es sind einzelne Geschichten, an denen die großen Veränderungen sich ablesen lassen.

Oder die wundervolle Geschichte, die Markus Günther in einem lesenswerten Essay kolportiert, Titel: „Egoistische Zweisamkeit. Ersatzreligion Liebe“, ein Essay übrigens, aus dem Michael Nast ausführlich zitiert (S. 64ff.) und in dem sich der Autor seinerseits gleich mehrfach zustimmend auf Erich Fromm bezieht. Zitat daraus:

„Wer sich auf die Liebe beruft, beschwört eine höhere Macht, die über jeden Zweifel erhaben ist. Vielsagend ist der Fall des Augsburger Professors für Moraltheologie Klaus Arntz. Als der katholische Priester 2012 im Gottesdienst bekanntgab, dass er sich verliebt habe (und zwar in eine verheiratete Frau mit zwei Kindern) und deshalb nun sein Priesteramt niederlegen werde,

<sup>16</sup> In Deutschland wird der Ehebruch übrigens erst seit dem 1. September 1969 (1. StrRG) nicht mehr strafrechtlich sanktioniert, während Österreich den Tatbestand des Ehebruchs sogar erst 1997 aus seinem Strafgesetzbuch strich.



reagierte die Gemeinde nicht etwa schockiert, sondern mit stehenden Ovationen. Merke: Wer den Gott Liebe für sich in Anspruch nimmt, hat immer recht.<sup>17</sup>

Das ist die Variation des Satzes, den sich in Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* Ottilie ins Tagebuch notierte: „Denn so ist die Liebe beschaffen, dass sie allein recht zu haben glaubt und alle anderen Rechte vor ihr verschwinden.“

Nach dieser Vorbereitung die These, mit der ich schließen möchte:

Jene hochkulturelle Institution, die bisher das immer problematische Sexualbedürfnis auffing und in sozialverträgliche Bahnen lenkte, die Ehe, ist als Bastion der Vernunft und der Dauer von Beziehungen geschleift und zersetzt worden. Seither ist eigentlich alles – in liebesbezoglicher Weise – widersprüchlich geworden. Da ist einerseits diese offenkundige Erosion der Ehe, ihr Ansehensverlust, auf der andern Seite jedoch wird sie als Forderung erhoben, sollen Gleichgeschlechtliche oder Priester ebenfalls an ihrem Segen teilhaben.

Oder: Vielleicht wurde noch nie so heftig um die Kinder gekämpft, wird für ihre Rechte gestritten – zugleich aber entsorgt man sie immer früher in die Krippen.

Wer wollte sich noch „altertümlicher Moralvorstellungen“ schuldig machen, indem er der minderjährigen Tochter den Beischlaf mit ihrem derzeitigen Freund verweigert? Zugleich aber wird der Skandal des Missbrauchs jugendlicher Menschen zum konkurrenzlosen Erregungsthema.

„Unschuld“, einst die leitende Maxime in

der Erziehung junger Mädchen, ist als zu hütendes Ideal getilgt.<sup>18</sup> Zugleich aber beschäftigt die Menschen wenig mit solchem Entsetzen, wie das sexuell motivierte Vergehen an (unschuldigen) Minderjährigen.

Oder: Der ausufernden Flut „liberalisierter“ Sexualität, dem Hype bedenkenfreier Promiskuität setzen sie als neueste Errungenschaft das „Nein heißt nein“ als ehernes Gesetz entgegen.

Soweit, was ich eingangs angekündigt hatte, gewissermaßen also die „Pflicht“. Als „Kür“ erlaube ich mir zum Schluss, zwei denkbar unterschiedliche Stimmen anzufügen, die zugleich, die eine wie die andere, auf bedenkenswerte Weise jene Intentionen teilen, die Fromm, wie ich meine, mit seinem nach wie vor lesenswerten Buch verbunden hatte.

Die erste Stimme ist die des amtierenden Papstes, der in seinem jüngsten Sendschreiben, *Amoris Laetitia*, „auf den kulturellen Niedergang“ hinwies, „der die Liebe und die Hingabe nicht fördert.“ Er sehe „Symptome“ einer „Kultur des Provisorischen“, die ihm Sorgen bereite, und bezieht sich dabei „zum Beispiel auf die Schnelligkeit, mit der die Menschen von einer Liebesbeziehung zur anderen wechseln. Sie meinen, dass man die Liebe wie in den sozialen Netzen nach Belieben des Konsumenten ein- und ausschalten und sogar schnell blockieren kann. (...) Auf die affektiven Beziehungen“ übertrage sich inzwischen, schreibt Franziskus, „was mit den Dingen und der Umwelt geschieht: Alles kann man wegwerfen; jeder gebraucht

<sup>17</sup> Markus Günther, „Egoistische Zweisamkeit. Ersatzreligion Liebe“, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* v. 13.9.2014.

<sup>18</sup> Vgl. dazu den vorzüglichen Text von Matthias Claudius, „Schönheit und Unschuld. Ein Sermon an die Mädchen“, in: *Der Wandsbecker Bote*, Kap. 162.



und wirft weg, verbraucht und zerschlägt, nutzt und presst aus, solange es dienlich ist. Danach adieu.“ (Kap. 39)

Und Michael Nast, der von sich bekennt, er sei „beziehungsunfähig“, erzählt von einem Freund, der abends über „Tinder“ gleich mehrere Verabredungen nacheinander arrangierte, und den er am nächsten Tag danach fragte, wie es denn „mit Claudia“ gewesen sei?

„Wer ist denn Claudia?“, fragte er und brauchte wirklich eine knappe Minute,

bevor sie ihm wieder einfiel. ‚Ach ja. Na ja, sagen wir's so: auf gutem Niveau zufriedenstellend.‘

‚Aha‘, lachte ich.

‚Ich kann nicht mit dir schlafen, sonst verliebe ich mich in dich‘, zitierte er die Frau entgeistert.

‚Die hab ick danach sofort gelöscht!‘“ (S. 38)